

Verleihung des Clemens-Brentano-Förderpreises für Literatur der Stadt Heidelberg 2014 an
Maximilian Probst

Laudatio von Friederike Gräff

Liebe Preisverleihende,
lieber Maximilian,
liebe Literaturfreunde,
liebe Rad- und Autofahrer,

hätte Clemens Brentano Freude am Fahrrad gehabt? Nüchtern betrachtet hätte er allenfalls eine Draisine nutzen können, jenes Laufrad, das seit einigen Jahren eine erstaunliche Renaissance als Instrument frühkindlicher Ertüchtigung feiert. Ich glaube, dass ihm das Exzentrische daran gefallen hätte - Brentano war kein Mann, der dem Auffälligen aus dem Weg ging - das Kindliche und das Nomadische, die Möglichkeit, sich mit leichtem Gepäck aus dem Staub zu machen. Heute hat das Radfahren vieles, aber nichts Exzentrisches an sich, es ist das Gebiet des Vernünftigen und moralisch Gefestigten, und selbst die Autofahrer ziehen zumindest den Kopf ein, wenn ein Radler, den sie gerade fast erwischt hätten, weil er über Rot fuhr, auf ihr Autodach einhämmert. Es ist eine gute Nachricht, dass die Radfahrer auf dem Vormarsch sind, aber der Befund alleine ist von geringem Interesse. Interessant ist es dagegen, den Radfahrer in seiner ganzen Alltäglichkeit als Chiffre für eine Perspektive auf unsere Welt zu nehmen, die konträr ist zu dem Autopilot-Blick, den wir mehrheitlich darauf werfen.

Als ich erfuhr, dass Maximilian Probst für seinen Essay „Der Drahtesel – die letzte humane Technik“ den Clemens-Brentano-Preis erhalten soll und ich die Ehre und Freude haben sollte, die Laudatio zu halten, fragte ich mich, ob es Zufall ist, dass es dieser Preis geworden ist und nicht der Orwell Prize, der Erich-Fried- oder der Stefan-Heym-Preis. Natürlich, es ging darum, einen Essay auszuzeichnen, es ging darum, Maximilian Probst weitere schriftstellerische Arbeit zu ermöglichen. Aber haben die Herren Brentano und Probst etwas miteinander zu schaffen?

Ich stelle mir vor, wie sie sich treffen, erschöpft von den steilen Wegen hoch nach Heidelberg, Brentano auf einer Draisine, Probst auf einer wackeligen Gazelle und Brentano würde voller Überschwang die Probstschen Texte loben, das Spielerische darin, die Parabeln, den Blick fürs Detail, Maximilian, würde er sagen, diese Texte sind ein Mittel gegen die Schwermut und wenn ich sie gelesen habe, sehe ich sie anders an, diese Welt, in die ich jeden Tag neu geworfen bin. Und dann würde er ihn freundlich verabschieden und einen Brief an einen Freund aufsetzen. „Lieber

Freund“, würde er schreiben, „ich habe den Probst getroffen, es ist viel Gutes in seinen Texten, aber warum will er sich auch noch mit den Beschwerlichkeiten der Politik befassen, was tut es mir, wo der Krämer seine Ware bezieht und was die großen Handelshäuser treiben? Ich wünschte, er bliebe bei seinen Szenen und Betrachtungen, das kann er allemal“. Und damit hätte er, so scheint mir, recht und unrecht zugleich. Denn Maximilian Probst kann beides – und beides hat seine Berechtigung.

Sieht man sein Werk – er selbst würde den Begriff nie verwenden und diese Bescheidenheit ist tatsächlich eine der Eigenschaften, die ihn von Brentano unterscheiden – so taucht nicht nur das Fahrrad als Thema früh auf. Ebenfalls scheint in den kleinen Hamburger Szenen, die er für die taz nord geschrieben hat, die Freude am Bogen vom Alltäglichen ins Grundsätzliche auf. Das klingt unerfreulich nach dem Geist der Sonntagsrede, aber der ist es nicht, es ist vielmehr die Fähigkeit, das Leichte und den Sinn für große Fragen miteinander zu verbinden. Ich lese Ihnen eine dieser Szenen vor und zwar die, in denen das Fahrrad einen seiner ersten Auftritte in den Texten von Maximilian Probst hat. Sie heißt:

Kein Streit um nichts

Ich wartete schon eine ganze Weile, dass eins der Leihfahrräder an der Uni abgestellt würde. Aber um halb acht Abends, sagte ich mir, gehen wohl nur noch Jurastudenten in die Uni. Und die kommen mit dem Auto. Es hätten sogar zwei Fahrräder kommen müssen, da vor mir noch eine Frau wartete. Ich will also gerade zum Bus gehen, als eins der roten Räder angerollt kommt. Toll, sage ich meiner Mitwartenden, das habe für sie ja gerade noch hingehauen. Mit neuer Hoffnung wandte ich mich noch einmal zur Straße. Und tatsächlich, da kam ein zweites Stadtrad auf uns zu gesteuert - ich sah aber auch, dass bereits ein junger Mann, wie aus dem Nichts gekommen, das Rad erwartete. Hey, sagte ich, "das Fahrrad geht jetzt aber an mich", wir, sagte ich, und deutete auf die Frau, "haben hier ne ganze Weil gestanden." Der Typ, bei dem das pomadierte Haar mit den Schuhen wettglänzte, blickte mich verduzt an und sagte dann: "Ich streite mich jetzt nicht um ein Fahrrad." Ich sagte, es sei doch albern... Aber er, die Hand bereits am Sattel, wiederholte nur: "Ich streite mich jetzt wirklich nicht um ein Fahrrad." Ich streite mich jetzt auch nicht um ein Fahrrad, dachte ich. Schon gar nicht mit Leuten, die sich nicht um Fahrräder streiten. Und mit rechthaberischen Jurastudenten erst recht nicht, sagte ich mir und nahm bedröppelt den Bus.

Was haben wir hier? Einen pomadisierten Jurastudenten, ein Leihrad, einen Wartenden, einen Bus. Definitiv nichts Spektakuläres. Sie schlagen sie sich nicht einmal, der pomadisierte Jurastudent und der Erzähler. Was es umso interessanter macht, weil realistischer. Es geht hier um ein Leihrad, um das man sich nicht streitet, aber es könnte genauso um den Zugang zu einem nahen Menschen, um

sehr viel Geld oder knappe Rohstoffe gehen. Man kann diesen Text als Klärung einer biographischen Rechnung mit zu gut frisierten Jurastudenten lesen, man kann aber ebenso eine Parabel über offene und verdeckte Gewalt darin finden und das Bemerkenswerte an diesem Text ist, dass er zu keiner Lesart nötigt. „Wunderbar ist es und ein glückliches Zeichen, daß unwillkürlich durch alle deine Gedichte ein Luftzug von Ironie geht“, hat Brentano, der ein guter Freund und lausiger Ehemann war, an seinen Freund Achim von Arnim geschrieben – den gleichen Luftzug hätte er Probst attestiert.

Was für den der Jurist ist, war für Brentano der Musterphilister und ich glaube, dass sie erheiternde Abende damit verbracht hätten, ihre praktischen Niederlagen gegenüber Philisterjuristen in allen ihren Ausprägungen in stark ausgeschmückter Form darzubieten. Laut Brentano „können sie sich denken, das Militär könnte etwas bedeuten ... und haben sich ...Bachenschwanz' „Abbildung der sächsischen Armee“ auf der Auktion gekauft...Alle Begeisterten nennen sie verrückte Schwärmer und können nicht begreifen, warum der Herr für unsere Sünden gestorben und nicht lieber zu Apolda eine kleine nützliche Mützenfabrik angelegt“.

Die Philister- und Juristenkritik kann sehr wohlfeil sein und ist je nach Ort, an dem man sie äußert, nicht unbedingt ein Wagnis. In der Theorie sind wir alle Gegner kapitalistischer Auswüchse, wir verachten die Besitzgier zumindest solange wir nicht gerade selbst Geld anlegen, und stehen über bürgerlichen Erfolgskorsetten, solange es nicht um die Abiturnoten unser Kinder geht.

Aber, auch das verbindet Brentano und Probst, diese beiden reiten nicht auf der Welle, die sie sicher in den Hafen der Mehrheitsmeinung treibt. Dazu haben sie zu viele Fragen, Fragen, die sie mit einer Dringlichkeit stellen, die Philosophen und Kinder verbindet. „Was ist das Ehre“, fragt Brentano in der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“, „und wozu ist sie gut?“. „Hat alles einen Preis“, fragt Probst in seinem Essay „Der Drahtesel – die letzte humane Technik“.

Würde man den Text einem Germanistikseminar zum Fraß, nein zur Analyse vorwerfen, sollte zum Erreichen des Scheins zumindest jeder erkennen, dass die Qualität des Textes bereits im Titel anklingt. „Drahtesel“, das klingt launig, fast schon zu launig, ein Feuerzangenbowlen-Spoerl-Auftakt, der plötzlich Haken schlägt und in die kühlen Höhen einer Gesellschaftskritik springt und dabei Aristoteles und Walter Benjamin unterhakt. „Da rennt er“, ruft der Leser, dem Probst gerade erklärt hat, dass „Philosophie für uns heißt, zu zweifeln oder zu staunen oder sich überraschen zu lassen, weil wir die Dinge mit der Philosophie plötzlich von ihrer Unter-oder Hinterseite sehen, im besten Fall auch mal von ihrer Schokoladenseite“.

Jetzt, da wir wissen, was es heißt, zu philosophieren, erfahren wir mindestens so Wichtiges, nämlich, was es auf sich hat mit dem Fahrrad als „Versprechen einer humanen Moderne, einer humanen Technik, die sich symbiotisch zur Natur verhält“ und wenn das der Moment ist, an dem man denkt, das ist jetzt ein Gang zu hoch, da ruft sich Probst schon selbst zur Ordnung: „Nun aber mal langsamer“, mahnt er, „schauen wir einmal ganz genau hin, was beim Fahrradfahren passiert“ und das tun wir dann auch und sehen, wieviel Demut im besten Sinn im Menschen steckt, der sich über seinen Lenker krümmt. „eine Abkehr vom Himmel und allen Himmelsstürmereien. Hier ist unser Platz, nicht anderswo. Richten wir ihn uns so ein, dass er erträglich wird“. Das ist das eine, das Radfahren selbst. Aber was sagt es uns über unsere Zeit, über uns, dass, Radwege hin oder her, das Auto Inbegriff unserer Fortbewegung geworden ist?

Die Übersetzung des Fahrrads, schreibt Probst, funktioniert wie eine Gleichung: „Wir fahren, und zwar je weiter oder schneller, je mehr Kraft wir dabei aufwenden“. Mit dem Auto ist diese klare Proportionalität verloren gegangen, sein Motor macht uns zu unbewegten Bewegern, gottgleich. Der Abstieg vom Fahrrad führt uns zu einem „Denken, das an die Möglichkeit glaubt, die eine Seite der Gleichung haben zu können, ohne die andere, ein Stück ohne sein Gegenstück“. Was das praktisch bedeutet: „Arbeit ohne Mühsal „copy and paste“, art without the angst (Damien Hirst), Wissen ohne Aneignung (Wikipedia), aber auch „Politik ohne Alternative (weil alle sich in der Mitte tummeln)... Spaß ohne Ende (Psychopharmaka, positive thinking, TV).

Probst glaubt nicht an den Spaß ohne Ende, vermutlich gibt es wenig, woran er so wenig glaubt und auch das verbindet ihn mit Brentano: das Wissen um die Traurigkeit. Vielleicht ist es das, was das Schreiben im 21. Jahrhundert von dem im 18. und 19. am stärksten unterscheidet: dass wir heute in einer Gesellschaft leben, die das Dunkle negiert, die mit Taschenlampen fuchtelt und schreit: Hier ist doch alles hell. Wer um das Dunkle weiß hat, trägt es immer mit sich herum, auch beim Fahrradfahren, aber wenn es ein Erbarmen mit den Experten des Traurigen gibt, dann liegt es im Witz, den der Herr (so würde Brentano es sehen) ihnen, wenn er es gut meint, mitgibt.

Vermutlich ist die Frage, wie man Leichtigkeit und den Sinn für die großen Fragen verbindet, eine der schwierigsten überhaupt, sei es in der Praxis oder Theorie. Die gute Nachricht ist, dass man sich bei dieser Herausforderung an Schreibende wie Clemens Brentano oder Maximilian Probst wenden kann. „Literatur als Pharmakon“ hat ein Interviewpartner von Maximilian Probst einmal ausgerufen und es ist davon auszugehen, dass dieser Leonhard Fuest – natürlich ein Literaturwissenschaftler - ein Geistesverwandter von ihm ist. Ein Pharmakon, das in seinem Fall zu neuen Einsichten über das Fahrrad führt, aber auch zur Erfahrung eines Blicks, der von der Tretlager-Übersetzung zum Machbarkeitswahn des 20. Jahrhunderts führt - und dann wieder zu einem Fahrrad schiebenden

Paar. In dieser Leichtigkeit, dem Haken-Schlagen, gelegentlich sogar Irrlichternden, wie ein Kind, das sich zwischendrin in die Büsche schlägt, liegt die Besonderheit der Probstschen Texte – und das ist es, was den Leser so freudig auf diesem Weg mitgehen lässt.

Auf den ersten Blick ist es sonderbar, dass ein Text, der uns sagt, dass das Leben anstrengend ist, es vielleicht sogar sein muss, so erleichternd ist. Und doch ist es so. Wir müssen das Mühselige, die Erschöpfung, das Scheitern und die Traurigkeit nicht als unser persönliches Versagen begreifen und schamhaft verschweigen in der Vorstellung, dass nur unser Leben so unvollkommen ist. Wir fahren Fahrrad. Manchmal ist die Strecke holprig, manchmal steil, manchmal müssen wir absteigen. Manchmal rasen wir bergab, schreiend vor Begeisterung.

Es gibt so viele Texte von Maximilian Probst, aus denen ich gerne zitieren würde, eine seiner Hamburger Szenen heißt das Philosophenluder und ist so irrlichternd und sonderbar und lustig, wie es klingt, es gibt scharfsinnige Zeitanalysen wie die zum Wert der Nutzlosigkeit, geschrieben zum Tag der Arbeit, es gibt einen Text, der die Marktstrategie von Amazon und die Bedrohung des Buchhandels beschreibt. Der zeigt in einem Nebensatz, warum es gut ist, philosophisch geschult zu sein, wenn man sich wehren will. „Die Bürokraten hielten sich an das, was alle machen, die grundlegenden Wandel verhindern wollen: Sie wechselten das Feld, gingen von der Politik über zur Pädagogik, sie wälzten systembedingte Probleme auf den einzelnen ab und spielten auf Zeit – und damit Amazon in die Hände“. Ach Freund Probst, hätte Clemens Brentano an dieser Stelle vielleicht geseufzt, das sind doch jetzt sehr gegenwärtige Fragen. Aber wer weiß, Achim von Arnim hat er ja auch die Politik nachgesehen, dieser Brentano, der so dringend glauben wollte, dass es große solide Antworten geben müsse, jenseits des alltäglichen Kampfes.

„Ich denke ... an den Romantiker Friedrich Schlegel, der gesagt hat, es sei ebenso ungünstig, ein System zu haben, wie keins, man müsse sich notgedrungen entschließen, beides zu verbinden“, schreibt Maximilian Probst, während er über den Drahtesel nachdenkt. Es ist eine seiner großen Qualitäten, so scheint mir, dass er verbindet, was man nicht verbinden kann: das Zeitgebundene und das Zeitlose. Das voraussetzungslose Fragen eines Kindes (seine eigenen tauchen gelegentlich in seinen Texten auf, koboldartig und man weiß nicht, wer hier von wem lernt) und das Sich-Abstützen auf die Arme, Schultern, Köpfe von Denkern vor uns. Das Hakenslagen eines Karnickels und das beharrliche Klopfen eines Spechts, so man sich den philosophierend vorstellen kann. Heiterkeit gerade deshalb, weil man um eine unumgehbare Traurigkeit weiß.

Der Clemens-Brentano Preis soll das weitere Schreiben der Preisgekrönten fördern, Maximilian Probst hat dem vorgegriffen und einen Text über das Bergsteigen geschrieben, unter dem Titel

„Abschied vom unendlichen Gipfel“. Er überführt darin Petrarca der Schönrednerei, er untersucht, wieviel Weisheit darin liegen kann, blind ein Buch aus dem Regal zu ziehen, er klettert fast auf den Baum, den er als Kind erklommen hat. Aber vor allem fordert er eine Ästhetik des Abstiegs, er fragt: „Wie gelingt uns das Leben ohne Überblick, ohne Absonderung, ohne Wagnis? Und ohne Macht?“. Maximilian Probst setzt damit den Weg, den er auf dem Fahrrad begonnen hat, im Gebirge fort, indem er in die Keller einer Gesellschaft sieht, die die Endlichkeit leugnet. Er wandelt damit auf einem Pfad, der nicht gerade überlaufen ist, umso besser, dass dort einer geht, der die Notwendigkeit sieht, ohne eine Bergwacht aus moralischer Selbsterhöhung und Abonnements-Alarmismus zu zimmern.

Für uns alle, die mit Gefällen, Ab- und Aufstiegen aller Art befasst sind, ist es gut zu wissen, dass Maximilian Probst weiter in der Apotheke philosophisch-literarischen Schreibens tätig ist, es ist gut, dass die Stadt Heidelberg die Arbeit dort fördert. Herzlichen Glückwunsch.